

Osnabrück gilt als Inbegriff des langweiligen Durchschnitts. Für den, der sie von innen erlebt, kann die kleine Großstadt aber sehr viel bedeuten. Ein Ortsporträt

Stadt ohne Eigenschaften?

22.November 2009, Gerd Held

Osnabrück macht in diesen Tagen Schlagzeilen. Die VW AG kauft den Karosseriebauer Karmann und rettet ihn aus dem Konkurs. Und die Fußballer des VfL, die gerade Borussia Dortmund im Pokal ausgeschaltet haben, sollen in den Wettskandal verwickelt sein. Ob im Positiven oder Negativen – eine solche Auffälligkeit hätte man der Stadt an den Ausläufern des Teutoburger Waldes gar nicht zugetraut. Eigentlich hat sie den Ruf des Mittelmäßigen und das ist in unseren Zeiten ein Schandmal. Statistiker haben ausgerechnet, dass Osnabrück in vielen Daten – Alter und Einkommen der Bürger, Wirtschaftssektoren, Religionszugehörigkeit, Wahlverhalten, Kriminalität – ziemlich genau die deutschen Durchschnittswerte aufweist. Eine Stadt ohne besondere Eigenschaften also, als ob hier die Bürger nur im Grauton herumlaufen. In manchem Feuilletonbeitrag wird „Osnabrück“ bisweilen als Metapher für einen belanglosen Ort eingesetzt. Freiburg, Münster oder auch Wolfsburg haben ihren Ruf, Osnabrück aber ist nur gewöhnlich. Allerdings verrät die abfällige Rede über diese Stadt auch ein geheimes Vorurteil gegen unser Land. Denn hier tritt uns ja Deutschlands mittleres Maß vor Augen. Wir sind gewissermaßen mit uns allein zu Hause. Finden wir dort nur Banales? In den Osnabrücker Spiegel mag der nicht schauen, der das Bedeutsame nur „draußen“ zu erkennen vermag. Der Spiegel zeigt unser inneres Normalmaß. Wir sind nicht nur Exportweltmeister und Papst, wir sind auch Osnabrück. Das ist gar so schlimm, denn bei näherem Hinsehen erweist sich die gewöhnliche Stadt als ein recht erstaunlicher Ort.



Schon die Stadtansicht, die sich von einer der vielen Anhöhen bietet, ist nicht monoton. Im Ensemble der Kirchtürme, Schornsteine, Straßenzüge, Giebel und Flachdächer lassen sich die christlichen Grundmauern ahnen, das bürgerliche Handelszentrum, der moderne Standort von Industrie und Dienstleistungen. Das alles zerfließt nicht ins Unendliche, sondern bleibt noch zusammen. Der optische Zusammenhalt täuscht nicht: Osnabrück ist mit 160000 Einwohnern nur eine kleine Großstadt, aber doch ein echtes Zentrum an einer deutschen Schnittstelle, dort, wo die Mittelgebirge ins Flachland übergehen. Die Solitärstadt liegt mit seinem Einzugsgebiet, dem Emsland, auf Distanz zum Rheinland, zu Westfalen, zu Bremen, Hamburg und Hannover. Sie ist ein Vorposten im norddeutschen Westen. Trotz dieser Randlage ist es kein einsamer Ort. Hier kreuzen sich zwei große Verkehrsstrassen – von der Rheinschiene via Bremen nach Hamburg und von Berlin via Hannover nach Amsterdam. Dieser Eckstein war so bedeutend, dass nach dem 2. Weltkrieg zeitweilig die größte britische Garnison in der Stadt lag und Holland im Bakker-Schut-Plan sogar mit dem Gedanken einer Annexion spielte. So

wichtig war die Stadt aber doch nicht. Wieder einmal nicht, könnte man sagen, und durchaus mit einem Seufzer der Erleichterung. Denn das scheint so etwas wie das Geschäftsgeheimnis unserer kleinen Großstadt zu sein: Sie ist bedeutend genug, damit die großen Strömungen der Zeit hier ankommen; aber doch nicht so bedeutend, dass sie hier wirklich ausgekämpft werden müssen.

So ist vielleicht die merkwürdige Koexistenz der Gegensätze zu erklären, die seit Jahrhunderten in der Stadt besteht. Als in Deutschland die Religionskriege zwischen Katholiken und Protestanten tobten und jedes Territorium den Glauben des jeweils Herrschenden annehmen musste, bildete Osnabrück eine rühmliche Ausnahme. Beide Religionen fanden in der Stadt zu einem Nebeneinander. Weil die großen Gefechte des 30jährigen Krieges woanders stattfanden, konnte hier 1648 der Westfälische Friede geschlossen werden. Die versammelnde Kraft des Nebenschauplatzes zeigte sich auch in anderen Gegensätzen. Die geistlich-kirchlichen Kräfte und die säkularen Kräfte der bürgerlichen Handelsstadt lernten früh die Koexistenz, zum Beispiel im Nebeneinander der höheren Bildungsanstalten. Osnabrück hatte nie das geistige Prestige von Münster, aber auch nicht dessen Einseitigkeit. Dann kam die Industrie und mit ihr kamen ganz neue Ober- und Unterschichten, doch wälzte sie die Verhältnisse weniger um als im Ruhrgebiet. Es blieb Platz für die älteren bürgerlichen und bäuerlichen Traditionen. Auch die sozialdemokratische Arbeiterbewegung fiel hier weniger radikal aus. Nach dem zweiten Weltkrieg zur Großstadt gewachsen, blieb es bei seinem gemäßigten Miteinander. Das war die Osnabrücker „Durchschnittlichkeit“, die sich aus verschiedenen, durchaus gegensätzlichen Tönen zusammensetzte. Sie passte zur Prosa der neuen Bundesrepublik - so wie das unpräzise Bonn auch dazu passte.



Als ich in den 50er und 60er Jahren in Osnabrück aufwuchs, hatte ich von diesen Zusammenhängen meiner Stadt keine Ahnung. Die Wohnung an der Illoshöhe, die „Sandkuhle“ mit dem Trümmerschutt vor der Tür, die Stoppelfelder mit ihrem Geruch, die quietschende Straßenbahn am Heger Friedhof, der Schulweg zur Rückertschule, die Spielzeugabteilung bei Schaeffer – in der Kindheit war jeder Ort für sich schon eine ganze Welt. Dahinter blickte aber doch das große Gesicht der Stadt hindurch: ein Alltagsgesicht, ungeschminkt, nicht feindlich, aber auch nicht rundum freundlich. Mit diesem großen, stummen Steintier musste man sich Mühe geben. Später fand man seine Zugänge. Dem familiären Calvinismus trat das humanistische Ratsgymnasium gegenüber, das wiederum nicht recht zur Leichtathletik im Osnabrücker Turnerbund passen wollte. Dann meldeten sich die neuen Jugendkulturen, die Musik, die Demonstrationen. Jede Richtung fühlte sich anders an, jede brachte ihre Freundschaften. Meine kleine Großstadt machte die verschiedenen Welten erreichbar. Ich habe vom Osnabrücker „Mittelmaß“ profitiert. Die Stadt, so denke ich heute, hat mich früh davor bewahrt, einseitig im Pfarrhäuslichen stecken zu bleiben. Allerdings war damals nicht die Zeit, ihr diesen guten Dienst zu danken. Die Revolten von 68 veranstalteten ihre Welttribunale, da sah man auf eine Stadt wie Osnabrück herab. Je mehr ich auf diese radikale Bahn geriet, desto weniger war ich hier noch zu Hause. Die Stadt hat solchen Undank überlebt.



Es ist eine beharrliche Stadt und das lässt sich gut an seiner Unternehmenslandschaft ablesen. Die Unternehmen sind nicht rundum innovativ und es gibt nicht das eine große Weltunter-

nehmen. Die Liste seiner mittelständischen Unternehmen ist dennoch beeindruckend: die Metall- und Fahrzeugindustrie (Karmann, KME, Georgsmarienhütte, Klöckner, Titgemeyer), die Logistik (Hellmann, Koch, Meyer&Meyer, NordWestBahn, Sostmeyer); Handelsunternehmen und Dienstleister (Hamm-Reno-Group, Ihr Platz, Lengermann&Trieschmann, Piepenbrock), Gesundheitsbetriebe (Klinikum, Kinderhospital, Marienhospital, Paracelsus). Die Unternehmen haben sich häufig umgebaut und sind heute oft Teil größerer deutscher und internationaler Verbände, aber es gibt eine Kontinuität des Arbeitszweiges, des Materials, des Grundprodukts, des KnowHow. Das erste Werk der heutigen KME Europa Metal AG wurde 1873 als Draht- und Stifffabrik Witte und Kämper gegründet. Daraus wurden die Osnabrücker Kupfer- und Drahtwerke, später Kabelmetal – bei allem Wandel sind die Grundprodukte die Gleichen geblieben. Eine Stadt wie Osnabrück kann nicht einfach neue Tätigkeiten einführen, die gerade als „Zukunftsbranchen“ gehandelt werden. Es muss aus seinen Beständen leben. Es kann auch nicht nur auf Hightech setzen, sondern braucht auch seine einfachen, mühevollen, „grauen“ Arbeiten, seine angelernten Jobs. Dabei ist eine Firma wie Karmann ebenso in der Lage, Cabriolets und Schiebedächer für Premium-Kunden zu entwickeln und zu fertigen. So hat die „mittelmäßige“ Osnabrücker Unternehmenslandschaft ihre produktiven Gegensätze.



Doch steht diese betriebliche Welt heute in der Wahrnehmung der Stadt stärker im Schatten als vor 40 Jahren. Die Schornsteine, die damals noch stark das Stadtbild prägten und auch von einem Gymnasiasten nicht übersehen werden konnten, sind gleichsam in den Hintergrund gerückt. Im Vordergrund steht ein neues, ansehnlicheres Osnabrück. Die Stadt ist wohnlicher geworden. Die Altstadt wurde behutsam saniert, viele Fassaden und Grünanlagen aufwendig hergerichtet. Die Läden zeigen Vielfalt, das Straßenleben ist gastlicher geworden. Auch die politischen und geistigen Strömungen stellen stärker das Gute und Freundliche heraus. Die Bundesstiftung Umwelt und die Stiftung Friedensforschung haben in Osnabrück ihren Sitz gefunden. Die höheren Schulen nennen sich jetzt Europa-Schule, UNESCO-Schule, EXPO-Schule. Die Stadt führt nun den Titel „Friedensstadt“ und verleiht den Eva-Maria-Remarque-Friedenspreis. 2008 fand hier der Katholikentag statt und der Karnevalsumzug zählt inzwischen 100000 Jecken. Das ist fast ein bisschen viel Friede und Freude. Aber auch darin repräsentiert Osnabrück, die „Durchschnittliche“, einen deutschen Wandel. Noch bis in die 70er Jahre sparte man bei den Äußerlichkeiten. Im öffentlichen Leben regierte die Knappheit, bisweilen eine abweisende Knauserigkeit. Viele Läden schauten aus unansehnlichen, kaputten Gebäuden, viele Einrichtungen gaben sich nach außen verschlossen. Nun ist das Leben bunter geworden, leichter und weicher. Osnabrück, die graue Maus, trägt neue Kleider. Wer möchte sie der Stadt nicht gönnen?



Doch gibt es schon wieder andere Zeichen. Die Schulden wachsen, die produktive Basis der Stadt bleibt hinter ihren Ausgaben und Erwartungen zurück, die Unzufriedenheit beim unternehmerischen Mittelstand und bei den Erwerbstätigen wächst. Die Krise setzt neue Prioritäten. Die Knappheiten kehren zurück, die Stadt muss sich um ihre Leistungsfähigkeit kümmern. So verlieren die neuen Kleider etwas von ihrer Bedeutung, Osnabrück braucht wieder stärker seine älteren „grauen“ Qualitäten: den Realismus des mittleren Maßes und die Tugend

der Anpassung, die die unterschiedlichen geistigen und weltlichen Kräfte so gut zusammenhielten. Und auch Deutschland braucht eine solche Stadt als Spiegel, in dem es seine Lage nüchtern bestimmen kann. Es wäre nicht schlecht, wenn Osnabrück ein paar mehr Anhänger im Lande fände.

(Manuskript vom 22.11.2009, erschienen als Essay in der Tageszeitung „Die Welt“ vom 12.12.2009 in der Reihe „Deutsche Orte“)